



Tobias Endler / Martin Thunert

**Entzauberung: Skizzen  
und Ansichten zu den  
USA in der Ära Obama**

Verlag Barbara Budrich



Tobias Endler, Martin Thunert  
Entzauberung: Skizzen und Ansichten zu den USA  
in der Ära Obama

Tobias Endler  
Martin Thunert

# Entzauberung: Skizzen und Ansichten zu den USA in der Ära Obama

Verlag Barbara Budrich  
Opladen • Berlin • Toronto 2016

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten.

© 2016 Verlag Barbara Budrich, Opladen, Berlin & Toronto  
[www.budrich-verlag.de](http://www.budrich-verlag.de)

ISBN 978-3-8474-0673-0 (Paperback)  
**eISBN 978-3-8474-0822-2 (eBook)**

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: disegno visuelle kommunikation, Wuppertal – [disegno-kommunikation.de](http://disegno-kommunikation.de)

Lektorat: Judith Henning, Hamburg – [www.buchfinken.com](http://www.buchfinken.com)

Satz: R + S, Redaktion + Satz Beate Glaubitz, Leverkusen

# Inhaltsverzeichnis

|  |           |
|--|-----------|
| Vorwort und Dank .....   | 7         |
| <b>Teil I</b>  |           |
| <b>Einleitung: Entzauberung – Die USA in der Ära Obama .....</b>   | <b>9</b>  |
| <b>Teil II</b>   |           |
| <b>Hoffnung und Wandel? Innere Entwicklungen .....</b>   | <b>31</b> |
| Kapitel 1:<br>Wählerschaft, Polarisierung und Parteien: Die politische Landschaft der<br>USA im Umbruch .....                | 32        |
| Kapitel 2:<br>Demokratie, Ungleichheit und die Entwicklung der Mittelschicht .....   | 55        |
| Kapitel 3:<br>Das Regierungssystem zwischen Selbstblockade, Selbstkorrektur und<br>,imperialem‘ Anspruch der Exekutive ..... | 78        |
| Kapitel 4 : Fazit und Ausblick .....   | 92        |
| <b>Teil III</b>  |           |
| <b>Ein neues Portfolio: Amerikanische Außenpolitik im<br/>frühen 21. Jahrhundert .....</b>                                   | <b>95</b> |
| Kapitel 1:<br>Weltmacht auf dem Vormarsch? Der Schwenk nach Asien .....  | 100       |

|   |            |
|---|------------|
| Kapitel 2:<br>Konstruktiver Rückzug? Die Rolle der USA im Nahen Osten und der<br>Kampf gegen den Terror ..... | 126        |
| Kapitel 3:<br>Transatlantische Angelegenheiten in globaler Perspektive .....                                  | 156        |
| Kapitel 4:<br>Fazit und Ausblick .....  | 200        |
| <br>  |            |
| <b>Teil IV</b>  |            |
| <b>Schluss: Das Amerika von heute – und morgen .....</b>  | <b>203</b> |
| <br>  |            |
| Literaturauswahl .....  | 233        |

# Vorwort und Dank

Bücher wie das vorliegende entstehen selten aus einer Einzelleistung und *Entzauberung* bildet hier keine Ausnahme. Ungewöhnlich ist allenfalls, dass wir von so vielen Formen der Zusammenarbeit profitieren durften.

Unser Dank gebührt zunächst unserem gemeinsamen akademischen Zuhause, dem Heidelberg Center for American Studies (HCA) der Universität Heidelberg, insbesondere dem Gründungsdirektor des HCA, Prof. Dr. Detlef Junker, und dem HCA-Geschäftsführer Dr. Wilfried Mausbach, für ihre Offenheit und für die finanzielle Unterstützung aus diversen Töpfen, die unsere Recherche- und Interviewreisen erst ermöglicht haben. Wir danken Kristina Kuhlmann und insbesondere Kai Herzog, die sich unerschrocken in die Untiefen bibliographischer und organisatorischer Belange gestürzt – und uns damit den Rücken frei gehalten haben.

Dieses Buch ist auch ein Produkt zahlloser inspirierender Gespräche, Konferenzen, Podiumsdiskussionen und Vorträge, für die das HCA seit Jahren ein bewährtes Forum bietet. Wir danken allen Kolleginnen und Kollegen sowie unseren Studierenden dafür, dass sie ihr Wissen so großzügig mit uns geteilt und so manche Nachfrage ertragen haben. Das gilt ebenso sehr für unsere Interviewpartner, ohne deren intellektuelle Großzügigkeit dieses Buch nicht wäre, was es ist: Fouad Ajami, Benjamin Barber, Ivo Daalder, John Deni, Clay Dube, Michael Dukakis, Charles Hill, Steven Hill, Jonathan Karp, Saori Katada, Robert O. Keohane, David Lake, Deborah Larson, Fay Hartog Levin, James Lindsay, Peter Ludlow, Felix P. Lutz, Michael Mann, Eric McGhee, John Mearsheimer, John Micklethwait, Dawn Nakagawa, Andrew Nathan, Andrew Ng, Joseph S. Nye, Marcus Pindur, Charles Postel, Clyde Prestowitz, John Rowe, Nayan Shah, Anne-Marie Slaughter, Matt Sutton, R. Kent Weaver, Mark Wilson, Carol Wise, Dali Yang und John Yoo.

Zudem durften wir an einer Reihe von Hintergrundgesprächen und Kolloquien teilnehmen, u.a. von David Frum, Emmanuel Saez, Theda Skocpol und Jeremi Suri, an der Brookings Institution, der Heritage Foundation, am Insti-

tute for Politics der University of Chicago und am Public Policy Institute of California, San Francisco.

Nicht zuletzt war es für uns eine sehr spannende Erfahrung, als Autorenteam zu arbeiten: Von einer ersten Idee über den Aufbau des Buches und die gemeinsam geführten Interviews bis hin zur Arbeit am Manuskript – wir hoffen, *Entzauberung* vermittelt einen Eindruck davon, wieviel Freude und Erkenntnis der lebendige Austausch von Gedanken und Meinungen bedeuten kann. Unsere Skizzen sind sorgfältig recherchiert, unsere Ansichten begründet – einen Anspruch auf letzte Wahrheiten erheben wir freilich nicht: Das magische Mittel der kritischen Debatte gilt es zu schützen.

Heidelberg, im Spätsommer 2015  
*Tobias Ender* und *Martin Thunert*

### Entzauberung online

Als Autoren haben wir mehr Material, mehr vertiefende Informationen und mehr Gedanken zum Thema, als wir auf gut 200 Druckseiten unterbringen können. Zudem möchten wir hin und wieder Aktualisierungen vornehmen und mögliche Fehler korrigieren. Daher laden wir die Leserinnen und Leser dieses Buches – aber auch alle anderen Interessierten – ein, die begleitende Website zu *Entzauberung* zu besuchen. Unter

[www.entzauberungonline.wordpress.com](http://www.entzauberungonline.wordpress.com)

können Sie Updates zum Geschehen und Hintergrundinformationen zu den angesprochenen Themen abrufen. Sie können mit uns in Kontakt treten, ggf. Lob und Kritik äußern. Wir freuen uns auf Ihren Besuch.

# Teil I

## Einleitung: Entzauberung – Die USA in der Ära Obama

### Stürmische Zeiten: Das transatlantische Verhältnis heute

„Fuck the EU!“<sup>1</sup> Die amerikanische Berufsdiplomatin Victoria Nuland schießt Anfang 2014 alle Diplomatie in den Wind.<sup>2</sup> Barack Obamas wichtigste Europaberaterin, immerhin Staatssekretärin im Außenministerium, wähnt sich in einer vertraulichen Unterredung mit dem US-Botschafter in der Ukraine; es geht um die dortige Krise, Lösungsszenarien und die Rolle der Europäischen Union. Von letzterer hält Nuland offenkundig herzlich wenig, wie das Gespräch belegt, dessen Mitschnitt wenig später bei YouTube auftaucht. Bei öffentlichen Anlässen klingt dies naturgemäß anders, die Diplomatin hält sich ans Protokoll. Das fiel allerdings schon drei Jahre zuvor auch dem damaligen Verteidigungsminister der USA, Robert Gates, erkennbar schwer. In seiner Brüsseler Rede vom Sommer 2011 stellt Gates unverblümt klar, dass Europa aus Sicht der Amerikaner schon viel zu lange viel zu wenig zur NATO beiträgt. „Die harte Wahrheit,“ so Gates, sei, dass der amerikanischen Seite schlicht „die Lust und die Geduld“ ausgingen, weiterhin Mittel für andere Nationen auszugeben, die „offenkundig unwillig sind, die notwendigen Ressourcen aufzuwenden oder die nötigen Veränderungen vorzunehmen,“

---

1 „Fuck the EU“, *Süddeutsche Zeitung*, 7.2.2014. <http://www.sueddeutsche.de/politik/telefonat-von-us-diplomatin-fuck-the-eu-1.1881947>, abgerufen am 8.2.2014.

2 Der besseren Lesbarkeit wegen und aufgrund des eindeutigen Kontexts verwenden wir im vorliegenden Buch den Begriff „amerikanisch“ synonym mit „US-amerikanisch“ und den Begriff „Amerika“ synonym mit „Vereinigte Staaten von Amerika“ bzw. „USA.“

um als ernstzunehmende NATO-Partner der USA zu gelten – was schließlich ihrer eigenen Sicherheit diene.<sup>3</sup>

Gates' Rüge kommt gerade bei den Deutschen gar nicht gut an. Doch Nulands herablassende Beleidigung schmerzt viele auch noch mehr als zwei Jahre später. Und so zahlt es Oskar Lafontaine, Fraktionsvorsitzender der Linkspartei im saarländischen Landtag, den Amerikanern im Juni 2015 mit gleicher Münze heim. Als der neue US-Verteidigungsminister Ashton Carter Berlin besucht, postet Lafontaine morgens auf seiner Facebook-Seite: „Fuck the US!“ Carter hatte bei seinem Auftritt an die Europäer appelliert, sich im Ukraine-Konflikt der „russischen Aggression“ entgegenzustellen. „Dabei hätten die Europäer allen Grund, sich der Aggression der USA zu widersetzen,“ so Lafontaine. „Nichts anderes“ sei schließlich die Osterweiterung der NATO.<sup>4</sup> Die Zustimmung ist überwältigend: Noch am selben Vormittag wird Lafontaines Statement auf Facebook über 800-mal geliked und 400-mal geteilt. Freilich: Lafontaine tut zunächst einfach nur seine persönliche Meinung kund, wie auch Nuland nicht für alle Amerikaner spricht. Doch noch während der Endredaktion an *Entzauberung* bekommen wir schwarz auf weiß serviert, was wir schon länger geahnt hatten, und was uns ursprünglich dazu bewogen hatte, dieses Projekt in Angriff zu nehmen: Die neuesten Umfragen der Pew Charitable Trusts, des German Marshall Fund oder auch des Allensbach Instituts kommen alle zum gleichen Befund: Die Entfremdung größerer Teile der deutschen Öffentlichkeit von den USA hat in den letzten beiden Jahren dramatisch zugenommen.<sup>5</sup> Dies mitten in der Ära Obama, in der zweiten Hälfte der Präsidentschaft eines Mannes, dem die Deutschen noch vor kurzem zugejubelt hatten wie keinem amerikanischen Staatsoberhaupt seit John F. Kennedy. Obama, der vor über 200.000 Menschen an der Berliner Siegessäule sprach, als er noch nicht einmal gewählt war. Mit dem die große Wiederannäherung nach den Turbulenzen der Ära George W. Bush gelingen

---

3 Transkript der Rede: <http://blogs.wsj.com/washwire/2011/06/10/transcript-of-defense-secretary-gatess-speech-on-natos-future/>, abgerufen am 1.2.2015. Übersetzung ins Deutsche durch die Autoren.

4 „Lafontaine: ‚Fuck the US‘“ *Frankfurter Rundschau*, 23.6.2015. <http://www.fr-online.de/politik/facebook-eintrag--lafontaine---fuck-the-us--,1472596,31026954.html>, abgerufen am 23.6.2015.

5 Vgl. u.a. Pew Research Center: *Germany and the United States: Reliable Allies*, Washington DC, 7. Mai 2015, <http://www.pewglobal.org/files/2015/06/Pew-Research-Center-U.S.-Germany-Report-FINAL-FOR-WEB-fixed-6-11-15.pdf>, Institut für Demoskopie Allensbach: *Der Groll über den großen Bruder. Eine Dokumentation des Beitrags von Dr. Thomas Petersen in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung* Nr. 216 vom 17. September 2014, [http://www.ifd-allensbach.de/uploads/tx\\_reportsdocs/FAZ\\_Sept\\_Amerika.pdf](http://www.ifd-allensbach.de/uploads/tx_reportsdocs/FAZ_Sept_Amerika.pdf), German Marshall Fund of the United States: *Longstanding Partners in Changing Times, Report of the Task Force on the Future of German-American Relations*, 15. Mai 2015, <http://www.gmfus.org/publications/longstanding-partners-changing-times>, abgerufen am 27.6.2015.

sollte, mit dem die USA nicht zuletzt in Sozial- und Wirtschaftsfragen ein deutliches Stück auf Europa und insbesondere auf Deutschland zugehen sollten – in der Gesundheitspolitik, in der sekundären und beruflichen Bildung, bei Umwelt- und Klimafragen. So dachten viele Deutsche, als Bush Jr. am 20. Januar 2009 vor dem Kapitol in Washington in einen Hubschrauber stieg, um gen Texas zu verschwinden. Kurz darauf hielt ein gewisser Barack Hussein Obama seine Inaugurationsrede als 44. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.

## Der flüchtige Zauber des Augenblicks

„*Wer zaubern will, sollte Magier und nicht Politiker werden.*“<sup>6</sup>

Obama, geboren 1961 in Hawaii als Sohn einer weißen amerikanischen Mutter und eines schwarzen kenianischen Vaters, ist ein Kind des Pazifiks, aufgewachsen zwischen Indonesien und Los Angeles (und damit ohne jeglichen persönlichen Bezug zu Europa, was vielen seiner Anhänger außerhalb Amerikas erst später schmerzhaft bewusst werden sollte). Ein Student der Politik und der Rechte in New York und an der Harvard Universität, der später als Community Organizer in Chicago arbeitet, bevor er Landtagsabgeordneter und dann Senator seines Heimatstaates Illinois wird – um dann kompetenthaft ins höchste Amt des Landes aufzusteigen. Entsprechend hoch sind schon früh die Erwartungen an ihn. Es sind Hoffnungen, die normalerweise eher einem Heilsbringer oder Zauberer entgegengebracht werden als einem in tausend Sachzwänge eingebundenen Spitzenpolitiker. Obama hatte diese Erwartungen zu einem guten Teil selbst geweckt: Hoffnung und Wandel, *Change you can believe in*, Wir schaffen das, *Yes, we can* lauteten die Slogans, die 2008 nicht nur in den USA, sondern nahezu weltweit zu hören waren – nicht zuletzt in Deutschland. Gerade hierzulande flogen dem begnadeten Redner die Herzen zu, und mit ihm stieg auch sein Land in der Gunst der Deutschen rasch aus dem tiefen Tal hervor, in das es während Bushs Ägide gestürzt war. Schon wenige Wochen nach Obamas Amtsantritt hatten 78% der befragten Deutschen eine positive Haltung zu den USA.

Der Kontrast zum Frühjahr 2015 könnte schärfer kaum sein. Zu diesem Zeitpunkt sind es nur noch 35% der Deutschen, welche die USA in einem günstigen Licht sehen. Nur wenige Jahre später ist der Zauber verfliegen: Die Zahl hat sich mehr als halbiert. Zum Vergleich: Das Vertrauen in die Europäische Union oder in enge europäische Freunde wie Frankreich lag im selben

---

6 Ein Zuschauer via Gästebuch im ARD-Pressclub vom 8.10.2012, der sich dem damaligen US-Präsidentenwahlkampf widmete.

Zeitraum konstant deutlich über 70%, aber nur noch knapp die Hälfte der Deutschen vertraut heute den USA. Der Bericht des German Marshall Fund konfrontiert seine Leser mit einer ganzen Liste an Vorbehalten, die viele Deutsche den Vereinigten Staaten gegenüber dieser Tage hegen: Der Abhörskandal um die Tätigkeiten der National Security Agency ist da nur die Spitze des Eisbergs. Man misstraut den Motiven wie den politischen Zielen der USA, man ist der Auffassung, dass die USA mit ihren bis dahin wenig regulierten Finanzmärkten und ihrer ausgeprägten sozialen Ungleichheit eine große Schuld an der weltweiten Finanz- und Wirtschaftskrise seit 2008 haben. Doch nicht nur die vermeintliche Schwäche der amerikanischen Wirtschaft löst Irritationen aus. Noch mehr Unbehagen erzeugt in Deutschland der dynamischste Teil der US-Ökonomie, also die globalen Riesen der digitalen Welt wie Google und Amazon, Uber und Airbnb, oder Facebook (kauft 2014 WhatsApp) und Yahoo (übernimmt 2013 Tumblr). Amerikanische Firmen bringen die deutsche Arbeitswelt durcheinander, davon sind viele Deutsche überzeugt, sie beauftragen anglo-amerikanische Großkanzleien damit, sämtliche Steuerschlupflöcher in der EU brutal zu ihren Gunsten auszunutzen. Dieselben Firmen legen durch Datenanalyse umfassende Kunden- und Verhaltensprofile an und sind darüber hinaus behilflich, wenn der US-Geheimdienst NSA Deutschland und Europa großflächig und ausnahmslos ausspäht. Schließlich, so die verbreitete Befürchtung hierzulande, blasen die USA und ihre großen Agrar-, Pharma- und Lebensmittelmultis zur Attacke auf europäische und deutsche Sozial-, Umwelt- und Lebensmittelstandards: Schließlich tun sie alles, um uns ein Freihandels- und Investitionsabkommen aufzudrängen, das zudem beinhalten soll, dass amerikanische Firmen den deutschen Staat für entgangene Profite auf Milliarden Euro Schadensersatz verklagen können.

Viele dieser Befürchtungen haben sich im Verlauf der letzten Monate als wahr erwiesen, und wir tun gut daran, den Mahnern auch zukünftig ein Ohr zu leihen. Doch laufen wir auch Gefahr, die komplexen Beziehungen der heutigen Welt zu unterschätzen – und noch schlimmer: Deutschland allzu einseitig als beklagenswertes Opfer der Umstände wahrzunehmen. Es war Deutschland, das den Investitionsschutz einst erfunden hat. Auch darf man annehmen, dass so mancher scharfe Amerika-Kritiker etwa bei den Grünen der deutschen Umwelt zuliebe bleifreies Benzin hierzulande schon gerne früher eingeführt hätte. In den USA wurde dieser Entschluss bereits 1973 getroffen – sieben Jahre vor der Parteigründung der Grünen. Ähnlich verhält es sich mit Fahrzeugkatalysatoren; ein Produkt, das durchaus Bestandteil eines Handelsabkommens sein kann: In Teilen der USA bereits ab 1974 vorgeschrieben, sollte es in Deutschland bis 1989 dauern, ehe Katalysatoren in Neufahrzeugen gesetzlich verlangt wurden.

Einwände dieser Art dringen nur schwerlich zum harten Kern der Amerika-Kritiker vor. Deren scharfe Kritik bezieht sich auch auf außenpolitische Grundsatzentscheidungen. So unterstellen manche den USA, bewusst ein anti-russisches Regime in der Ukraine installiert zu haben. Ein Grund hierfür sei, dass die Europäer ökonomisch zu stark und politisch zu unabhängig geworden seien. Daher gelte es nun, sie in eine Auseinandersetzung mit Russland zu treiben, welche den alten Kontinent ganz im Interesse der Amerikaner schwächen solle. Nicht jeder Deutsche würde das unterschreiben, doch fordern immerhin knapp 60% im zweiten Halbjahr 2014 eine von den USA unabhängige deutsche Außen- und Sicherheitspolitik – genauso viele wie während der Hochzeit der Irak-Verwerfungen 2002-04. Die USA missachten nicht nur die deutsche Souveränität, so sind die Befragten überzeugt, sie gefährden mit ihrem Wirtschaftsmodell auch unseren Wohlstand und mit ihrer Außen- und Sicherheitspolitik den Frieden in der Welt – nicht zuletzt auch wieder in Europa. Dass diese zwischen Kiel und München weit verbreiteten Irritationen in den USA praktisch nicht registriert werden – wenn, dann allenfalls als hinterwäldlerisches Maschinenstürmertum gegen die unvermeidlich heraufziehende digitale Welt oder schlicht als schlecht getarnter Protektionismus –, beruhigt die deutschen Nerven keineswegs.

## Die Euphorie des Anfangs

Dieses Buch will aufzeigen, in welchem Ausmaß die Entscheidungsfindungen und Handlungen der Ära Obama von pragmatischen Kosten-Nutzen Abwägungen geprägt sind – und wie diese Grundeinstellung mit der von der US-Regierung propagierten Programmatik der Hoffnung und des Wandels zusammengeht.<sup>7</sup> Wenn man sich diese elementare Konstellation klarmacht, wird die eigene Wahrnehmung von Amerika notwendigerweise einiger Erwartungen, möglicherweise aber auch einiger irreführender Illusionen und darauf gründender Ansprüche beraubt. Kurz: Es bedarf der Entzauberung (*disenchantment*), um die Realitäten der Gegenwart zu erfassen, was die Rolle der USA in der Welt als auch das transatlantische Verhältnis betrifft. Um kein Missverständnis aufkommen zu lassen: Mit dem Begriff ‚Entzauberung‘ ist keinesfalls die Diagnose einer gescheiterten Präsidentschaft Obamas verbunden. Auf die Erfolge und Misserfolge des Präsidenten kommen wir noch zurück. Wie gleich ersichtlich wird, verstehen und verwenden wir den Begriff der Entzauberung auf unterschiedlichen Bedeutungsebenen.

---

7 James Lindsay vom New Yorker Council on Foreign Relations spricht im Interview mit den Autoren davon, dass sich die Vereinigten Staaten derzeit ein neues ‚Portfolio‘ zulegen.

In der ersten Dimension bezeichnet ‚Entzauberung‘ für uns den Verlauf der Ära Obama. Diese hatte ihren Ursprung in der Eröffnungsrede auf dem Nominierungsparteitag der Demokratischen Partei 2004 in Boston (zu Ehren des damaligen Präsidentschaftskandidaten und heutigen Außenministers John Kerry). Jedem, der den Auftritt des Barack Hussein Obama aus dem Bundesstaat Illinois zur besten Sendezeit gesehen hatte, musste klar sein, dass hier nicht lediglich ein junger Senatskandidat aus der amerikanischen Provinz gesprochen hatte, sondern ein Politiker mit nationalen und internationalen Ambitionen. Seit dem 27. Juli 2004 war dieser Barack Obama eine im ganzen Land bekannte Figur. Der schwarze Jurist aus Chicago gewann die Senatswahl im eher linksliberalen Illinois mit Leichtigkeit und zog im Januar 2005 in den Senat der USA ein. Knapp zwei Jahre später entschieden die Demokraten die Kongresswahlen 2006 mit einem Erdrutschsieg für sich und eroberten Mehrheiten in beiden Häusern der US-Legislative. Die Ära George W. Bush neigte sich ihrem Ende entgegen und die Wahrscheinlichkeit, dass es 2008 einen Präsidenten der Demokratischen Partei geben könnte, war hoch.

Wie der ehemalige *New York Times* Journalist Matt Bai in seinem 2007 erschienenen Buch *The Argument* zeigt, war die Basis der Demokratischen Partei nach der Ära Bill Clinton programmatisch Stück für Stück nach links gerückt. Damit zeigte sie sich gegenüber Parteifreunden, die Kompromisse mit den Republikanern und Präsident Bush suchten und z.B. für den Irakkrieg gestimmt hatten, immer unnachgiebiger. Doch keiner der damals aussichtsreichsten Kandidaten der Partei für die Präsidentschaftskandidatur 2008 verkörperte glaubhaft einen Neuanfang. Sowohl die Favoritin Hillary Clinton als auch der Vizepräsidentschaftskandidat von 2004, der ehemalige Senator John Edwards, hatten für den Irakkrieg gestimmt. Obama und seine Berater, allen voran Mastermind David Axelrod, witterten trotz der vergleichsweise geringen bundespolitischen Erfahrung ihre Chance: Nur ein Kandidat, der nicht für den bei der Parteibasis verhassten Krieg gestimmt hatte und die progressive Basis nicht an die politischen Kompromisse der Clinton-Ära erinnerte, würde den Wunsch nach einem Neuanfang glaubhaft verkörpern können. Dieses Kalkül erwies sich als zutreffend, aber nicht sofort. Obama erklärte im Januar 2007 im Geburtshaus seines Idols Abraham Lincoln seine Kandidatur, lag im parteiinternen Nominierungsrennen aber das gesamte Jahr über in den Umfragen deutlich hinter der Spitzenreiterin Hillary Clinton zurück – lange auch bei den schwarzen Anhängern der Demokraten. Doch es waren nicht letztere, die Obama im Januar 2008 an der Favoritin vorbeiziehen ließen, sondern die nahezu ausschließlich weißen Parteianhänger im Agrarstaat Iowa, wo der Zyklus der Vorwahlen und Parteiversammlungen stets beginnt. Damit war klar: Obama konnte das den Demokraten zuneigende weiße Ame-

rika durchaus gewinnen, er war über Nacht zu einem ernsthaften Kandidaten für das höchste Amt der USA geworden.

In den Folgewochen verzauberte der charismatische Obama mit seinem Versprechen auf Hoffnung und Wandel und seinem mitreißenden Slogan ‚Ja, wir schaffen das‘ (*Yes, we can*) nicht nur große Teile der Parteibasis, sondern auch wichtige Parteihonoratioren wie die Kennedy-Familie. Es folgten größere Teile der westlichen Welt – insbesondere Deutschland, wo sich mehr als 80% der Bevölkerung nach einem Amerika jenseits der Bush-Administration sehnten. So gesehen begann die Ära Obama nicht mit seiner Kandidatur, sondern mit dem Sieg bei den Parteiversammlungen am 3. Januar 2008 in Iowa, der keine Eintagsfliege bleiben sollte. Von da an scharte der von einem deutschen USA-Korrespondenten zum ‚schwarzen Kennedy‘ überhöhte Obama seine Anhänger im In- und Ausland um sich. Alle ließen sich anstecken von der Aussicht auf Versöhnung über tiefe sozio-kulturelle Gräben und über Grenzen von Hautfarbe, Ethnie und sexueller Orientierung hinweg, aber ebenso sehr von der Aussicht auf einen fundamentalen und tiefgreifenden Wandel in der Innen- und Außenpolitik. Endlich einmal schien jemand dem weitläufig verhassten Politikstil der Hauptstadt Washington zu Leibe rücken zu wollen.

Obama schöpfte seinen Zauber nahezu ausschließlich aus der Kraft seines gesprochenen Wortes. Hinzu kam die Modernität seines Wahlkampfes, der sich das Potenzial der damals brandneuen sozialen Medien voll zunutze machte. Facebook, Twitter und Massen-E-mails (mit persönlicher Ansprache des Adressaten und der Schlussformel „Yours, Barack“) mobilisierten das junge Amerika wie seit Jahrzehnten nicht mehr. Die Begeisterung für Obama machte nicht an den Landesgrenzen halt, und an wenigen Orten der Welt wuchs sie so rasant wie in Deutschland. Keinem deutschen Politiker ist seit Beginn des 21. Jahrhunderts gelungen, was Obama am 24. Juli 2008 in Berlin vollbringt: Noch nicht einmal als Kandidat nominiert, bringt der neue Star der Demokraten eine knappe Viertelmillion Menschen dazu, ihm zuzuhören. Fortan schwimmt Obama auch zuhause auf einer Welle der Siegesicherheit, die ihn bis ins Weiße Haus tragen wird. Der langjährige USA-Korrespondent der Welt-Gruppe, Uwe Schmitt, ist der Auffassung, dass seine Anhänger sich Obama wie eine Droge verabreichten. Sie agierten für einige Zeit wie Süchtige, gerade in Deutschland, und auch der junge Politstar, so Schmitt, wurde rasch süchtig nach sich selbst.<sup>8</sup> In der Sache trifft diese Einschätzung zu, doch scheint uns das Bild der Verzauberung – und späteren Entzauberung –

---

8 Siehe Uwe Schmitt, „Barack Obama ist vieles – aber nicht gescheitert,“ *Die Welt*, 22.11.14, <http://www.welt.de/politik/ausland/article134603414/Barack-Obama-ist-vieles-aber-nicht-gescheitert.html>, abgerufen am 23.11.2014.

die Entwicklungen besser zu treffen (wenn sich auch bei so manchem Obama-Junkie etwa nach dessen Entscheidung, mehr Truppen als zuvor nach Afghanistan zu schicken, Drohnen im großen Stil einzusetzen, Bush und Cheney unbehelligt zu lassen oder das Handy der Kanzlerin abzuhören, Entzugerscheinungen feststellen lassen).

Stufe 2, die internationale Verzauberung des US-Präsidenten, zündet mit der Verleihung des Friedensnobelpreises im Oktober 2009 – dies nicht auf dem Fundament nachgewiesener Leistungen, sondern auf der Grundlage einer versöhnenden, friedliebenden und kultursensitiven Rhetorik. Obama wird mit einem der renommiertesten Preise der Welt quasi vorausseilend für noch zu erbringende Leistungen ausgezeichnet, nicht zuletzt auch aus einer frommen Hoffnung heraus: Eine unheilvolle Parallele zum Phänomen der Verzauberung, das bei seinen Anhängern der ersten Stunde noch immer am stärksten ausgeprägt war. Auch deshalb ist der Begriff ‚Entzauberung‘ bei Obamas eigener progressiver Basis mittlerweile am häufigsten zu hören. Anders als Bill Clinton, Al Gore oder John Kerry hatte der Präsidentschaftskandidat Obama von Anfang an das Vertrauen des progressiven Flügels der Demokratischen Partei errungen. Obama war ihr Kandidat, die Progressiven halfen ihm früh, sich im Vorwahlkampf gegen Hillary Clinton zu behaupten. Obama galt als entschiedene Stimme, die den sozio-ökonomischen Status quo der USA nicht akzeptieren und verwalten, sondern herausfordern würde. Es ging um tiefgreifenden Wandel, um eine Richtungsänderung. Transformation, nicht nur Reformen, hieß die Devise: Hoffnung und Wandel. Die progressive Parteibasis der Demokraten versteht sich als die Partei Franklin D. Roosevelts. Sie will einen New Deal im frühen 21. Jahrhundert. Obama soll der Zauberer sein, der dies bewerkstelligt. Die ihm zugeschriebenen Kräfte muten geradezu magisch an: Er soll gleichzeitig versöhnen und transformativ regieren, Amerikas Ansehen und Beliebtheit in der Welt erhöhen und gleichzeitig als entschlossene Führungsmacht des Westens auftreten. Seine politischen Handlungsmöglichkeiten stellen sich im Lauf seiner Amtszeit jedoch als limitiert heraus: Die Entzauberung des Magiers setzt ein.

## Der entzauberte Magier

Zwischen Sommer und Spätherbst 2014, die Euphorie des Anfangs ist schon länger erloschen, trifft die banale Wirklichkeit Obama mit aller Härte: In einer Umfrage der Quinnipiac University vom Juli 2014 hält ihn ein stattliches Drittel der Amerikaner für den schlechtesten Präsidenten seit dem Zweiten Weltkrieg. Obama muss sogar George W. Bush vorüberziehen lassen, der direkt vor ihm den vorletzten Platz auf der Liste einnimmt. Doch paradoxer-

weise steht Obama auch bei der Frage nach dem besten Präsidenten der Nachkriegszeit recht weit oben – auf dem vierten Platz hinter Reagan, Clinton und Kennedy. Was uns das sagt? Obama, der schon bei seiner ersten landesweiten Rede 2004 und später immer wieder vom Zuschütten von Gräben in der Gesellschaft gesprochen hatte, polarisiert die US-Bevölkerung wie kaum ein Präsident vor ihm: Ein Drittel hält ihn für ein miserables, ein Viertel für ein recht passables Staatsoberhaupt. Die unter dem Strich allenfalls gerade mittelmäßige Platzierung des 44. Präsidenten deckt sich in etwa mit der ständigen Messung der Zustimmungsrates zu seiner Amtsführung, die sich zwischen dem Beginn der Präsidentschaft am 20.1.2009 und Mai 2015 bei etwa 47% einpendelt.<sup>9</sup> Mit anderen Worten: Es sind weniger Wähler mit seiner Amtsführung zufrieden, als ihn 2008 oder 2012 gewählt haben. Fast noch bitterer für den einstigen Hoffnungsträger: Mit 45% denkt beinahe die Hälfte der Amerikaner, das Land wäre mit Obamas Herausforderer bei den Wahlen 2012, dem seinerzeit nicht sonderlich beliebten Republikaner Mitt Romney, besser gefahren. Dieses Urteil (noch lediglich als Momentaufnahme zu verstehen) dürfte insbesondere bei deutschen Lesern auf Unverständnis treffen. Schließlich repräsentiert Barack Obama bei aller Ambivalenz des Erreichten doch im Grunde das, was die Menschen in weiten Teilen der Welt an Amerika mögen. Millionen im Ausland waren begeistert, dass die Weltmacht einen Mann seines Namens und seiner Hautfarbe zum Präsidenten wählen sollte. Den politischen Entscheidungen der US-Regierung einschließlich dessen, was Obama für richtig befindet, stehen die gleichen Menschen bestenfalls ambivalent gegenüber. Und doch: Obama verkörpert ein Amerika, von dem sie wollen, dass es existiert.

Heute gilt Obama vielen seiner Kernanhänger als Präsident des Kompromisses, der nüchternen Pragmatik, der profanen und oftmals mühevollen Suche nach dem Machbaren. Seine Entzauberung begann in ihren Augen (allzu) früh, namentlich mit der Ernennung des Wirtschaftsteams seiner ersten Amtszeit. Der ehemalige Finanzminister Timothy Geithner stand dabei sinnbildlich für den Einfluss der Finanzindustrie auf die Regierung. Wo war die Magie des Kandidaten geblieben, der nicht auf die Wall Street hören wollte? Entzauberung sollte auch mit Bezug auf den engagierten Bürgerrechtsanwalt Obama zum Stichwort avancieren: Dieser gab zwar als erster US-Präsident – nach mehr als vier Jahren im Amt – zu, dass die USA „Leute gefoltert“ hätten, aber dabei blieb es. Zur Verzweiflung seiner Unterstützer, und zur stillen Genugtuung seiner Gegner, begegnet Obama der Frage nach möglichen Men-

---

9 <http://www.gallup.com/poll/124922/Presidential-Approval-Center.aspx>, abgerufen am 2.7.2015.

schenrechtsverletzungen im Kampf gegen den Terrorismus bis heute mit Schweigen.

## Ernüchterndes Amerika

Wie bereits eingangs erwähnt, ist mit dem Begriff ‚Entzauberung‘ keinesfalls gemeint, dass die Präsidentschaft Barack Obamas gescheitert ist. Obama wird die USA, soviel ist heute sicher, in einem wirtschaftlich deutlich besseren Zustand hinterlassen, als er sie 2009 übernommen hat. Er konnte den kompletten Niedergang einer Schlüsselbranche, der Automobilindustrie, abwenden. Dank drastisch fallender Energiepreise werden die Vereinigten Staaten heute zum Teil re-industrialisiert. Allerdings wird Fracking (die Methode unkonventioneller Erdgas- und Erdölgewinnung), das die Energiepreise ins Rutschen gebracht und die Abhängigkeit der USA von arabischem Öl stark verringert hat, von Obama und den Seinen eher toleriert als vorangetrieben. Für diese Entwicklung im Energiesektor, von der die USA kurz- und mittelfristig begünstigt werden, dürfen die Republikaner mindestens so viel Kredit beanspruchen wie Obama. Im Hinblick auf einen bezahlbaren Krankenversicherungsschutz hat der Präsident trotz aller Detailkritik an der Gesundheitsreform mehr erreicht als jeder seiner Vorgänger seit Lyndon Johnson und dessen Sozialgesetzgebung der 60er Jahre. Auch international hat sich das während der Ära Bush tief gefallene Ansehen der USA bei wichtigen Verbündeten deutlich verbessert und in anderen Teilen der Welt zumindest punktuell erhöht. Dennoch muss sich jemand, der so viel Hoffnung und Wandel verspricht, an diesem Anspruch eher messen lassen als ein Politiker, der lediglich ein besserer Verwalter mit ein paar neuen Ideen sein will.

## Von der Verklärung zur Pragmatik: Eine neue Sichtweise

Wir verstehen den Begriff ‚Entzauberung‘ auf einer zweiten Ebene auch durchaus im Sinne des Nestors der deutschen Soziologie, Max Weber. Man muss, um die USA zu verstehen, zu regieren, ja: auch zu reformieren, nicht zu magischen Mitteln greifen, man braucht dazu keinen ‚schwarzen Kennedy‘ und keinen Messias, da es keine Geister zu beherrschen oder deren Hilfe zu erbitten gilt. Es genügen die Weberschen Politiktugenden Leidenschaft und Augenmaß und die richtige Mischung aus Gesinnungs- und Verantwortungsethik. In mancherlei Hinsicht reichen gar technische Mittel und Berechnung ein ganzes Stück weit. Auf die USA trifft im Prinzip das zu, was Weber über den Prozess der Entzauberung der Welt durch Verwissenschaftlichung

und Intellektualisierung geschrieben hat: „...das Wissen davon oder den Glauben daran: dass man, wenn man nur wollte, es jederzeit erfahren könnte, dass es also prinzipiell keine geheimnisvollen unberechenbaren Mächte gebe, die da hineinspielen, dass man vielmehr alle Dinge – im Prinzip – durch Berechnen beherrschen könne. Das aber bedeutet: die Entzauberung der Welt.“<sup>10</sup> Gerade Gesellschaft und Politik der USA sind durch und durch analysierbar; beides wird wie in keinem anderen Land der Erde ständig und in einzigartiger Detailliertheit vermessen (die Amerikaner lieben Zahlen und Statistiken in der Politik wie im Sport oder Bildungswesen).

Die Verzauberung der Politik hingegen, welche mit der Messianisierung Obamas nicht zuletzt in Deutschland einherging, war überflüssig und letztendlich kontraproduktiv. Sie hat nicht nur unrealistische Erwartungen geschürt, wo kühle Analyse angebracht wäre, sondern zu gefährlichen Fehleinschätzungen geführt. Romantisierung wie Dämonisierung der USA sind gerade in Deutschland weit verbreitete Phänomene, denen wir keinen Vorschub leisten wollen. Stattdessen nehmen wir uns vor, nüchtern zu durchleuchten, wohin sich das Land im Innern entwickelt, wie und wo es seine Rolle in der Welt sieht, und wohin sich diese Welt nach amerikanischer Präferenz entwickeln soll. Deutsche Befindlichkeiten gegenüber den USA sind nicht der Kern dieses Buches, aber sie spielen eine Rolle bei der Auswahl der Themenschwerpunkte und bei der Interpretation der US-amerikanischen Entwicklungen.

Wir wollen den deutschsprachigen Lesern amerikanische Sichtweisen nahebringen, diese Sichtweisen aber gleichzeitig aus unserer Außenperspektive gewichten und auch bewerten. Dabei liegt unser Fokus nicht primär auf Meinungsumfragen, sondern auf den Einschätzungen von Einzelpersonen, deren Blick auf die Geschehnisse wir abbilden, weil wir glauben, dass sie uns etwas zu sagen haben. Da wir keine Journalisten oder Sozialhistoriker sind, sprechen wir nicht mit Betroffenen, Arbeitslosen, heimkehrenden Soldaten, Verkäufern oder Sportlern, sondern mit denen, zu deren Gelderwerb es gehört, Amerika zu deuten. Mit vielen dieser Amerika-Interpreten konnten wir uns direkt unterhalten, anderen haben wir lediglich zugehört oder uns intensiv mit ihren verschriftlichten Standpunkten auseinandergesetzt. Es geht uns in einem ersten und grundlegenden Schritt also um Einordnungen, sodann wollen wir auch Interpretationen anbieten. Generell ist es uns ein Anliegen, auch bei unseren Zuordnungen zunächst die amerikanische Sichtweise weitgehend beizubehalten, weil wir überzeugt davon sind, dass es wichtig ist, die innere

---

10 Max Weber: *Wissenschaft als Beruf*, München 1919, zitiert nach *Max Weber: Schriften 1894-1922*, ausgewählt und herausgegeben von Dirk Kaesler, Stuttgart: Kröner 2002, S. 488.

Logik amerikanischer Argumentationsstränge nachvollziehen zu können, bevor man Bewertungen vornimmt. Umgekehrt bedeutet die Wiedergabe amerikanischer Sichtweisen keineswegs ein ständiges Einverständnis damit. Wir finden aber in jedem Fall, dass man die US-Perspektive auch in Deutschland kennen sollte – gerade Amerikas härteste Kritiker hierzulande wissen oft erstaunlich wenig über das Land. Ihnen wie den Kennern der Materie und jedem, der sich mit der letzten großen Weltmacht und dem Radius ihrer Entscheidungen auseinandersetzen will, soll *Entzauberung* Raum für Interpretation und nicht zuletzt Provokation bieten. Wir präsentieren Skizzen, stellen Ansichten zur Diskussion, wollen zur konstruktiven Auseinandersetzung anregen – dem Kern emanzipierter Demokratie. Auf diese Weise ist auch das vorliegende Buch entstanden: Die Hauptquelle unserer Ausführungen sind Gespräche, die wir im Zeitraum 2010-2015 – vor allem aber in den letzten 24 Monaten – mit maßgeblichen Denkern, Wissenschaftlern und öffentlichen Intellektuellen in den USA geführt haben. Wir haben uns zu zahlreichen Verabredungen auf den Weg gemacht, haben unsere Gesprächspartner in deren Büros, in Redaktionsräumen und Parteizentralen, vor und nach ihren Vorträgen, auf dem Campus, in Hotel-Lobbys, auf dem Flughafen und nicht zuletzt bei Starbucks und Dunkin' Donuts getroffen. All dies, weil wir grundsätzlich an die Gestaltungsmacht von Ideen glauben – und damit an die Bedeutung derer, die diese produzieren. In den USA sind diese Kräfte zuvorderst unter den sogenannten *public intellectuals* zu finden, aber auch bei Experten in Think Tanks und praxisorientierten Universitätsinstituten, bei fachlich versierten und in umfassender Blickweise geschulten Journalisten sowie (mit etwas Glück) bei ehemaligen wie noch aktiven Politikern und hohen Verwaltungsbeamten.

Kurz gesagt: Wir waren und sind auf der Suche nach Menschen, welche die Entwicklungen in den USA und die Rolle der USA in der Welt in einen größeren Kontext einordnen können. Unsere Suche nach diesen ‚Experten für das Allgemeine‘ ist nicht auf dieses Buch beschränkt, und sie endet nicht mit seiner Veröffentlichung. Der Kontext, den uns Fachleute zu vermitteln imstande sind, die den Anspruch haben, gedanklich einen großen Bogen zu schlagen, fasziniert uns bis heute. Stichwort Kontext: In diesem Buch werden wir das Verhältnis von Bürgern und Regierung, Wirtschafts- und Handelsfragen, das transatlantische Verhältnis, Amerikas berüchtigten ‚Schwenk‘ nach Asien und vieles mehr durchleuchten. Doch bevor wir die Scheinwerfer auf diese und weitere zentrale Phänomene richten, brauchen wir einen größeren Rahmen, müssen wir die Bühne abstecken, auf der sich derzeit das Geschehen abspielt.

## Quo vadis, Amerika?

Im Frühjahr 2011 lässt das Cover des *Time Magazine* scheinbar keine Fragen offen: Amerika kennt nur eine Richtung – nach unten. Der ausgestreckte Zeigefinger der alarmroten Hand, die beinahe das ganze Bild einnimmt, weist abwärts. Daneben verkündet Fareed Zakaria, eine der renommiertesten Stimmen des Blattes: „Yes, America is in decline“ – Amerika ist im Niedergang. Dabei braucht es nicht viel, um den Eindruck umzukehren: Dreht man das Heft auf den Kopf, stellt sich die Sache genau andersherum dar. Der Zeigefinger reckt sich gen Himmel, eine selbstbewusste, siegessichere, ebenso eindeutige Geste. Nun ist auch der Schriftzug zu lesen, der den Finger zielt und bisher nicht zu entziffern war: „We’re No. 1.“ Alles eine Frage der Perspektive? Viereinhalb Jahre später, Obama hat nur noch ein gutes Jahr zu regieren, ist die Richtungsfrage immer noch nicht geklärt: Wohin zeigt die Zukunft Amerikas? Weder innerhalb der USA, wo notorische Pessimisten und (womöglich ur-amerikanisch) unbeirrbar Optimisten ihr Land unterschiedlicher nicht wahrnehmen könnten, noch bei denen, die von außen auf die Nation schauen – allen voran die Europäer, aber auch die Chinesen –, herrscht Einigkeit über einen Fingerzeig.

## Der ewige Abgesang

Als wir die Idee zu diesem Buch nach der Wiederwahl Obamas im Spätherbst 2012 entwickelten, waren auch wir gefangen von einer überwiegend aus den USA selbst stammenden Literatur, welche die Supermacht in einem nahezu unaufhaltsamen Prozess des Niedergangs wahrnimmt. Düstere Prognosen wie die Zakarias über das post-amerikanische Zeitalter und den Aufstieg der Anderen, unheilvolle Buchtitel wie *That Used to be Us* (vom *New York Times* Starkolumnisten Tom Friedman zusammen mit Michael Mandelbaum verfasst) oder zuletzt George Packers *The Unwinding* (zu Deutsch: Die Abwicklung) sprechen eine deutliche Sprache: Die Mehrheit der Amerikaner glaubt zum ersten Mal in der Geschichte des Landes, dass es ihre Kinder nicht besser haben werden als sie selbst. Keine Überraschung: Die Superlative in der Architektur, ein Wirtschaftswachstum von mehr als 3-4% pro Jahr und andere Marker der Stärke sind anderswo zu finden, in den Golfstaaten, in den Küstenregionen Chinas und in Taiwan, in Brasilien und Indien, mitunter selbst in Südafrika, Russland und der EU. Der Lebensstandard der „größartigsten Mittelschicht, welche die Welt je hervorgebracht hat,“ so George Packer, stagniere seit Jahrzehnten. Tatsächlich sei diese Mittelschicht im Begriff, sich aufzulösen. Thomas Mann von der Brookings Institution und Nor-

man Ornstein vom American Enterprise Institute legen nach: Die außenpolitischen und militärischen Unternehmungen im Irak und in Afghanistan seien weitgehend gescheitert, Haushaltsdefizit, Verschuldung und Pensionslasten erdrückten das Land auf Bundes- und Landesebene. Das politische System der USA sei in einem noch schlechteren Zustand als es nach außen erscheine, so ihre düstere Diagnose – und der Titel ihres Buches *It's Even Worse Than it Looks* (2012).

Auch in Deutschland ist die öffentliche Debatte schon seit längerer Zeit von den Abgesängen auf die USA beherrscht. Dass die Weltmacht ein Koloss auf tönernen Füßen sei, war nicht nur die Auffassung des kürzlich verstorbenen Peter Scholl-Latour, sondern gilt bis weit in die politische Klasse hinein unvermindert als Gemeinplatz. Wirtschaftlich ist die USA in den Augen dieser Schwarzseher ein schwerkranker Patient, politisch handlungsunfähig, mit hoffnungslos polarisierter und von Rassismus durchsetzter Gesellschaft, und international ohnehin ohne Vertrauen oder gar Autorität. Umgekehrt hat etwa Josef Joffe von der *Zeit* längst jedes Maß verloren, wenn er das Land als Hypermacht glorifiziert. Weder er noch die Totengräber Amerikas liegen komplett falsch, aber alle haben gemeinsam, dass sie nur einen Teil des Gesamtbildes zeigen, und diesen oftmals verzerrt. Dabei übersehen sie die Fähigkeit der USA, sich zu erneuern, aus Fehlern zu lernen und anhand oftmals schonungsloser Selbstkorrektur den Kurs entsprechend den Realitäten zum Besseren der Nation zu ändern. Diese schon traditionelle Resilienz zeigt sich in erstaunlichem Maße nicht nur im Politischen, sondern auch in gesellschaftskulturellen Fragen und in der Wirtschaft. Ein Beispiel: Nach dem Platzen der IT-Blase zur Jahrtausendwende entstanden in keinem anderen Land so viele neue und erneuerte Firmen auf traditionellen wie zuvor nicht existenten Geschäftsfeldern. In den 1990er Jahren totgesagte Firmen wie Apple erfanden völlig neue Produktlinien und gehören heute zu den absoluten Weltmarktführern. Niemand kannte zur Jahrtausendwende Amazon, Starbucks, Qualcomm oder Twitter – allesamt an der amerikanischen Westküste angesiedelt. Ein angemessenes Gesamtbild der USA erfassen wir allerdings nur, wenn wir außer nach Kalifornien und in den pazifischen Nordwesten auch nach Washington D.C. und New York schauen, und auch andere Orte der Ostküste wie Boston und seine Umgebung, den neuen Süden in North Carolina und Georgia, Südflorida, Texas, Chicago und seine Umgebung sowie die Mountain States Colorado, Utah und Nevada in den Blick nehmen. Dabei stellt sich uns unwillkürlich zunächst die Frage: Wie schauen umgekehrt die Amerikaner auf die Welt?

## Die Welt aus amerikanischer Warte

Die Mehrzahl der Amerikaner sieht die Erde anders als die Bewohner des alten Kontinents Europa. Das hat zunächst einfach geographische Gründe. Vom Herzen des riesigen Landes aus betrachtet – die Nord-Süd Ausdehnung entspricht etwa der Luftlinie Palermo-Kopenhagen; Montana alleine ist größer als Deutschland – liegt schon die Hauptstadt Washington auf einem anderen Planeten, während die enormen Flächenstaaten des Mittleren Westens wie etwa Kansas oder Nebraska den Bewohnern der Ost- und Westküste als *flyover states* gelten, die auf dem Weg zum eigentlichen Ziel der Reise lediglich überflogen werden. Die Vereinigten Staaten von Amerika, flächenmäßig der drittgrößte Staat der Erde, genügen sich schlicht oft genug selbst. Der Binnenmarkt ist immens; Kalifornien wäre als eigenständiges Land die achtgrößte Wirtschaftsmacht des Planeten. Beim Bruttosozialprodukt hat der Golden State bereits im Jahr 2000 Frankreich hinter sich gelassen, und das BIP des Großraums Los Angeles alleine nimmt es mit Russland zweimal auf.

Diese Autarkie mag zur vielgescholtenen Ignoranz der Amerikaner beitragen, was andere Regionen der Erde betrifft. Wenn dann der Blick über die Landesgrenzen hinaus gerichtet wird, unterscheidet er sich gewaltig, je nachdem, ob ihn der Beobachter über den Atlantik gen Europa oder über den Pazifik Richtung Asien schweifen lässt (Los Angeles liegt gefühlt näher an Tokyo als an Berlin, obgleich die Flugzeit zwischen beiden Zielen etwa gleich ist). Beide Male jedoch geht dieser Blick über Wasser: Die Vereinigten Staaten durften sich zumindest bis zum 11. September 2001 vom Schicksal begünstigt fühlen wie keine Großmacht vor ihnen. Umgeben von Ozeanen im Osten und Westen und den Amerika (schon wirtschaftlich) eng verbundenen Nachbarstaaten Kanada und Mexiko drehte sich das Land lange scheinbar in seiner eigenen Sphäre. Naturgegebener Schutz und haushohe Überlegenheit militärischer Stärke lösten bei vielen Amerikanern ein Gefühl der Unbesiegbarkeit aus, und damit einhergehend die Überzeugung, ihr Land stehe zwar mit den meisten Teilen der Welt in engem Austausch, letztlich aber jenseits der gegenseitigen Abhängigkeiten, die für andere Nationen gelten. Die USA sind 2013 mit ausgeführten Waren im Wert von knapp 1.5 Billionen US-Dollar das drittgrößte Exportland der Erde (hinter China, und knapp hinter Deutschland), weswegen eine solch egozentrische, limitierte Sichtweise weitreichende Folgen haben kann, wenn sie nicht nur von einem Farmer in Oklahoma, sondern auch vom Präsidenten der Vereinigten Staaten eingenommen wird. Schon vor Jahren beklagte der frühere Clinton-Berater Benjamin Barber, dass der Nachfolgeregierung unter George W. Bush „das Bewusstsein für diese entscheidende Interdependenz der modernen Welt“ feh-